

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 29. Juli 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 48.

Im Weizen.

Von A. A. C. Ziele.

Im Blau ein weißes Wöllchen nur:
Das best in seinen Laufchen.
Wie durch die warme Weizenflur
Die Senfen funkeln rauschen.

Da wagt es schwer wie Schicksalstritt:
Zwölf Arme tagtgeschwungen.
Ein Graubart vorn im gleichen Schnitt
Mit feinen blonden Jungen.

Sein Senfenschwung die Kräfte schürt:
Die Aehren flutend fliegen:
Und seine Faust die Jungen führt:
Zu friedlichen Siegen.

Sein Auge lacht, als sah' er heiß
Schon braunes Brot gequollen —
Er fühlt's taum, rieselt ihm der
Schweiß
Im Hauch der treuen Schollen.

So thürmten schon in Reih' und Glied
Die Aehren goldne Schwärmen:
Nun sinnt der Tod im Senfensieb
Von ewig hellen Pfaden.

Und hold sein Haus am Walde träumt
Umschürt vom Erntebrot:
Das weiße Wöllchen drüber säumt
Gleich einer Silberkrone!

Eine Stunde im Erpreßzug.

Skizze von C. Brize.

Der Abbe Rothaus war am Quai
D'Oran in den Erpreßzug eingestiegen,
Der ihn nach Annapolis bringen
sollte. Er installierte sich behaglich
in einem Abteil zweiter Klasse, in dem
er allein zu bleiben hoffte. Doch eben
als der Konduktur die Coupee für
aufschlagen wollte, präsentierte sich noch
ein Reisender, gefolgt von einem livrierten
Diener, der ihm das Handgepäck
nachtraf. Er wollte eben in einen
Wagen der ersten Klasse einsteigen,
als er den Abbe erblickte, worauf
er sofort seine Absicht änderte und sich
mit einem referiert höflichen Gruß
dem Geißlichen gegenüberlehnte.

Abbe Rothaus betrachtete verstohlen
seinen Reisegast. Es war ein Herr
ansehen Ende der Fünfzig,
sehr distinguiert, mit der Rosette der
Grenzlektion am Knopfloch.

Der Diener verlor die Handtasche
mit dem Geldbeutel, dann zog er sich
mit einer eberbetonten Verbeugung zurück,
und der Zug setzte sich in Bewegung.
Der Abbe erfuhr in seinem
Kursbuch, daß die nächste Haltestelle
Aubrans sei, nach einer Fahrtdauer
von anderthalb Stunden. Er öffnete
sein Brevier und begann zu lesen, als
er nach einer Weile instinktiv fühlte,
daß ihn sein Mitreisender umgewandt
ansah.

„Herr Abbe“, begann der Fremde
plötzlich, „nachdem ich nun einmal das
Veranlassen habe, mit Ihnen zu reisen,
so wollen Sie mir gestatten, daß ich
mich selbst vorstelle: Graf Bernard de
Mallon, früher Kolonel bei der In-
fanterie in Tonkina.“

Der Geißliche verneigte sich und er-
widerte: Sehr erfreut, Kolonel — ich
bin der Abbe Rothaus, Pfarrer in
Tourenmont.“

Der Kolonel fuhr lebhaft auf:
Abbe Rothaus? Waren Sie nicht früher
Seelfor in St. Medard?“

„Gewiß, Kolonel, Sie kennen mich
also?“

„Ich habe von Ihnen viel sprechen
gehört, der Schloßherr von St.
Medard ist mein Cousin. Wie festlich
das ist! Die Welt ist wirklich klein.“

„Sie können sich nicht vorstellen,
wie zufrieden ich bin. Sie getroffen zu
haben“, fuhr er nach einer Weile fort.
„Denn mein Cousin konnte nicht genau
Ihre ausgezeichneten Charaktereigen-
schaften loben, Ihre Frömmigkeit,
Ihre Güte.“

„Oh, Kolonel —“

„Ganz gewiß! Und die Frau setzte
sich hinzu: „Ah, der gute Abbe! Der
braucht, falls ihn Gott einwilligt, sich
nicht erst nach dem Weg zum
Voradies fragen!“

Das Kompliment war schmeichel-
haft. Aber es beruhte auf einer Syn-
thetische, die der gute Abbe noch in
recht weite Ferne sieht, daher mit einem
unbestimmten Lächeln.

Der Kolonel schien überaus zu
weiterem Wandern nicht aufgelegt zu
sein. Er starrte vor sich hin, wie Ge-
neral, der über eine sehr ernste Sache
sehr anstrengt nachdenkt. So ver-
strich etwa eine Viertelstunde. Plötzlich
unterbrach der ehemalige Offizier
die Stille.

„Dies bestärkte mich in einem Ent-
schlusse, den ich schon längst gefaßt
habe“, fuhr der Kolonel fort. „Ich
muß Ihnen zuvor sagen, daß ich im
Laufe meiner militärischen Karriere,
die für mich sehr ehrenvoll war, ein-
gesehen habe, daß ein Erfolg stets nur
jenen Anführern zufällt, die sich der
besten Kundschafter versichert hatten.
Es geht nichts über einen guten Füh-
rer, das habe ich selbst in Tonkina er-
fahren.“

„Das glaube ich gern“, erwiderte
der Abbe.

„Nun wohl, dann ist es auch sicher,
daß man den Weg ins Paradies nicht
verfehlen kann, wenn man sich einen
Führer wählt, zu dem man volles
Vertrauen haben kann. Und das thue
ich auch!“

Der Abbe war etwas verlegen.
„Seien Sie versichert, Kolonel, daß
ich mich nicht weigern werde, Ihnen
mit meinem Rat zu Seite zu stehen,
falls Sie dessen bedürfen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Abbe! Aber
darum handelt es sich nicht! Ich
brauche einen Führer, einen wahrhaftigen
Führer!“

Abbe Rothaus verstand ihn nicht,
fühlte sich aber von einer plötzlichen
Unruhe ergriffen.

„Ich bin heute sechszig Jahre alt“,
fuhr der Kolonel ruhig fort. „habe
weder Weis noch Kind, und nichts fest-
setzt mich mehr an dieses Leben. Meine
Pflicht als Bürger und Soldat habe
ich stets erfüllt, und bin jetzt entschlos-
sen, mir da droben selbst einen Platz
zu suchen. Dazu brauche ich aber einen
Führer und will es deshalb mit
Ihnen wagen. Man hat Sie mir als
einen wahren Heiligen geschilbert, und
eine bessere Gelegenheit wird sich mir
nicht so leicht wieder bieten. Wir ver-
richten jeder noch ein Gebot, dann
gehe ich Ihnen eine Kugel durch die
Schläfe — fürchten Sie keinen lan-
gsamen Tod. Ich habe eine sichere
Hand! — und thue dann an mir
daselbe. Sie antworten nicht?“

Dem guten Abbe war der Angst-
schweiß ausgebrochen, während der
Kolonel so kaltblütig ihm seinen Plan
auseinanderlegte hatte. Es war
klar, er befand sich in den rasend da-
hinraufenden Zug eines Irrensinnes
gegenüber, einem mustäufigen, und zu
Allem entschlossenen Narren, der einen
Armeerevolver hervorgerufen hatte und
die Waffe wohlgefällig betrachtete.

Was nun? Der Abbe sah sich nach
dem Rothaus an —

„Pfui, Herr Abbe“, sagte der Kolonel
entsetzt. „Sie würden doch nicht
denken, sich Ihrer Pflicht als Seelfor-
ger zu entziehen!“

„Nein! Oh nein!“, stammelte der
geistliche Herr, der sich mit aller Kraft
zusammennahm, da er wohl fühlte, er
müsse vor Allem Zeit gewinnen. „Nur
— Kolonel — ein Selbstmord — das
ist —“

„Der Selbstmord kommt für Sie
ja gar nicht in Betracht“, unterbrach
ihn der Andere, „denn ich tödte Sie
ja.“

„Zugehört, aber Sie?“

„Ich habe darüber meine eigene An-
sicht. Nehmen Sie zum Beispiel die
Märtyrer. Taten diese nicht Alles,
um sich tödten zu lassen —“

„— und man sprach sie dafür heilig.
Sagen Sie also ja! Denn es wäre mir
unlieb, Sie mit Gewalt mit mir zu
nehmen, trotzdem ich überzeugt bin,
daß Sie mir dafür dankbar sein
werden.“

Der Abbe betrachtete mit verstörtem
Gesicht die Telegrafentaste, die dem
Zug vorbeifloß. Wenn man
nur schon in Aubrans wäre! Aber die
dunkle Douerte es fast noch dreiviertel
Stunden!

„Was die heiligen Märtyrer anbe-
sonnert“, sagte er mit Anstrengung. „so
ist Ihre Theorie, mein lieber Kolonel,
sehr ansehnlich. Der heilige Tho-
mas —“

„Ach was!“ unterbrach ihn der Kolonel.
„Ich wiederhole Ihnen, daß diese
Sache nur mich angeht. Ja oder nein!
Sind Sie bereit?“

„Nöthig hatte der Abbe eine Inspi-
ration.“

„Hören Sie, Kolonel, die Sache ist
abgemacht —“

„Ah, ich wußte wohl, daß Sie ein
vernünftiger Mensch sind.“

„Nun, fuhr der Geißliche fort, „habe
ich eine Bedingung. Aber werden Sie
Sie auch alle Ihre Angelegenheiten
geordnet?“

„Das will ich meinen!“

„Um — aber ich kann nicht das-
selbe nun mir bekauften — Sie
bereiten, ich war auf diesen Fall nicht
vorbereitet.“

„Das nimmt mich sehr wunder,
non einem Mann, wie Sie! Man muß
stets an solche Eventualitäten denken!“

„Sie haben recht — aber ich fühle
mich — ich habe ein kleines Vermö-
gen — ich möchte deshalb meinen letz-
ten Willen aufsetzen —“

„Das ist nur recht und billig. Aber
das wird uns unnötig aufhalten!“

„Nicht doch — ich will in Au-
brans aussteigen, um mir Papier zu
besorgen, und da ich eine Schreibfeder
bei mir habe, setze ich das Testament
im Wagen auf. In einer Viertelstunde
werde ich damit fertig sein. Dann
stehe ich zu Ihrer Verfügung.“

„Eindeutigen. Es bleibt aber bei
Ihrer Erklärung? Sie schwören es
mir?“

„Ein Schwur in diesem Augenblick?
Das wäre eine große Sünde —“

„Sie haben recht. Ich begnüge mich
also mit Ihrem Versprechen. Und nun
wollen wir ein wenig von meinem
Cousin und seiner Familie sprechen.
Es sind ausgezeichnete Leute und ich
habe sie in meinem Testament aufs
reichlichste bedacht.“

„Aubrans! Aubrans!“

Man sah in aller Eile einen geist-
lichen Herrn absteigen, das Gesicht
angestrengt, mit Schweiß bedeckt. Er
bedeckte sich schwindelnden Schrittes
zum Büfett, das sich dem Coupee ge-
rade gegenüber befand.

„Madame“, sagte er mit lauter
Stimme, „kann ich Schreibpapier ha-
ben?“

Dann setzte er leise hinzu:
„Zeigen Sie um Gotteswillen keine
Ueberstürzung, machen Sie keine
Gefälle! Der Mann, der dort hinter mir
steht in der Coupeehüre, ist ein
Wahnsinniger. Er hat einen Revolver
und will mich umbringen. Holen Sie
Hilfe — man muß ihn von rüd-
wärts überfallen und festhalten, während
ich seine Aufmerksamkeit ablenke.“

Er kehrte mit dem Papier zurück.
Der Kolonel erwartete ihn bereits un-
geduldig.

„Da habe ich mehr Papier gekauft,
als ich brauchen werde“, sagte der
Abbe. „Aber das schadet nichts —
vielleicht wollen auch Sie noch was
hinzufügen.“

„Nacht! Das ist wüste!“ entgegnete
der Kolonel.

Der Offizier trat zur Seite, um den
Abbe einzulassen zu lassen.

Aber in demselben Augenblick wurde
er von drei Männern gepackt und
zu Boden geworfen, die den Narren,
der sich aus Verbestärken wehrte, mit
großer Mühe benahm.

Der Abbe war den Umstehenden
ohnmächtig in die Arme gesunken.

Pioniere am Hudson.

Zweihundert Jahre sind dieser Tage
verfloßen, seit das erste der zehn
englischen Schiffe, die über 3000
kräftige Pfälzer-Pioniere nach dem
Land ihrer Sehnsucht und Hoffnungen
bringen sollten, im Hafen von New
York einlief.

Drei Jahre vorher hatte bereits je-
ner denkwürdige Auszug aus der von
einer göttlichen Natur so reich segneten
Pfalz begonnen, zu dem ihre unglück-
lichen Bewohner durch die Verwüstun-
gen eines barbarischen Feindes ge-
zwungen worden waren. Berichte früher
ausgewandeter von den Reich-
thümern Amerikas, die Kunde von der
freundlichen Aufnahme der unter Jo-
sua von Kochersthal hinübergezogenen
Familien, die Agitationsarbeit engli-
scher Spekulanten und schließlich der
unvergleichlich harte Winter von 1708
auf 1709 hatten das übrig getan,
um die verarmte, verzweifelte Bevölke-
rung aufzurütteln.

Es war im Frühling 1709, als
der Rheinstrom Schauplatz einer außer-
ordentlichen Begebenheit wurde. Ganze
Flotten von Flößen, Rähnen und Bo-
ten glitten den schönen Strom hinab,
alle beladen mit unglücklichen Men-
schen, die das Geringe, was ihnen ge-
blieben, in Bündeln, Kisten und Kästen
mit sich führten. Vom Oberrhein schiff-
ten die Auswanderer nach Holland,
setzten von da nach England über und
zogen nach London, um von der eng-
lischen Regierung die Weiterbeförde-
rung nach Nordamerika zu erhalten.

In London erschraf man über die
Menge der Antommilinge, auf die man
in keiner Weise vorbereitet war, und
die man bald nicht mehr unterzubrin-
gen vermochte. Jahresamti waren im
Oktober 1709 gegen 15.000 Pfälzer
in London versammelt und die An-
wesenheit so vieler, meist mittellose
Menschen gestaltete sich zu einer Kata-
strophe. Die anfangs glänzend eintre-
tende Wohlfahrt erlahmte allge-
mählich, sodas bei Einbruch des Winters
die Noth immer größer wurde und ge-
gen 1000 Personen starben. Da dem
Zustande ein Ende bereitet werden
musste, so schaffte die Regierung meh-
rere Tausend der Unglücklichen nach
Holland und Deutschland zurück, 3000
brachte man nach Irland, um die dor-
tigen Webereien zu heben; über 800

sandte man nach Carolina und Virgi-
nia und mehr als 3000 zu Anfang des
Jahres 1710 mit dem an Stelle des
verstorbenen Lord Lovelace neu er-
nannten Gouverneur Hunter nach
New York.

Da sich die Verhandlungen in Lon-
don vom August bis Dezember hin-
zogen, waren die Leute schon 18 Wo-
chen an Bord, ehe die 10 Schiffe aus-
laufen konnten. Bis zum 13. Juni
dauernte die beschwerliche Reise. In-
folge der ungünstigen Unterfunstver-
hältnisse, der unvermeidlichen Unsa-
uberkeit und der mangelhaften Verpfle-
gung herrschte auf den überfüllten
Schiffen eine große Sterblichkeit, die
die Reihen der Pfälzer bedenklich li-
chete. Mehr als 470 fielen unterwegs
dem Schiffsfieber zum Opfer und gleich
nach der Landung weitere 250, da es
an passenden Unterfunstsräumen und
an geeigneter Verpflegung gebrach;
nur 2227 erreichten tatsächlich New
York. Uebrigens liefen die Schiffe
nicht gleichzeitig ein, sondern von be-
stimmten Stürmen zerstreut, erst nach und
nach; die Fregatte Herbert gelangte
überhaupt nicht nach New York, son-
dern ging bei Long Island verloren,
doch wurden die Passagiere gerettet. Es
mühen schreckliche Wochen gewesen sein,
die die armen Auswanderer im In-
nern der Schiffe zusammengepfercht,
durchzumachen hatten, da die unglück-
liche Jahreszeit kein Verweilen an
Bord gestattete.

Bei ihrer Landung wurden sie von
den New Yorker Behörden aus Furcht
vor ansteigenden Krankheiten nicht in
die Stadt aufgenommen, sondern
mußten auf Governors Island bis
zum Herbst in Zelten und Hütten kam-
pieren; allmählich besserte sich dann
auch der Gesundheitszustand. Die
Ueberlebenden theilte Hunter in sechs
Kompanien ein und stellte diesen je
einen Hauptmann aus ihrer Mitte zur
Aufrechterhaltung der Ordnung an die
Spitze. Die einflussreichste Persön-
lichkeit unter diesen erwählten Füh-
rern war Johann Konrad Weiser,
früher württembergischer Schultheiß
in Großspach bei Backnang, dem
wir in seiner Lebensbeschreibung eine
anschauliche Schilderung des großen
Erosus zu verdanken haben.

Vor ihrer Ueberführung nach Ame-
rita hatten die Pfälzer der Königin
Anna den Treueid geleistet und die
Verpflichtung übernommen, die von
der englischen Regierung gemachten
Vorlagen nach ihrer Ankunft allmäh-
lich abzuarbeiten. Um die Auswan-
derer hierzu instand zu setzen und die
Gewinnung von Beer und Vieh zu er-
möglichen, erwarb Gouverneur Hunter
von dem Schotten Livingston am Hud-
son, etwa 50 Meilen weiter flussauf-
wärts von der Ansiedlung Kocher-
sthal größere Ländereien und siedelte
die Pfälzer im September und Okto-
ber 1710 auf diesem und dem daran-
stößenden Regierungsland an. Das
von Livingston gekaufte und von den
Auswanderern besetzte Gebiet führte
späterhin den Namen Livingston-
Manor.

Die auf dem linken östlichen Ufer
des Hudson gelegene Niederlassung
wurde East Camp, jetzt Columbia
County, die auf dem jenseitigen west-
lichen Ufer dagegen West Camp ge-
nannt; letzteres hat seinen Namen be-
halten, während East Camp jetzt
Germantown heißt. Ursprünglich
setzte sich dieses aus vier Dörfern zu-
sammen: Hunterston, Queensbury,
Annaberg und Honsburg, die nach der
Zählung vom 1. Mai 1711 etwa 1178
Bewohner hatten. West Camp um-
faßte drei Dörfer: Elfsabethtown,
Georgetown und New Village mit 583
Einwohnern, sodas die Gesamtbevölke-
rung 1761 Köpfe zählte. Der Rest der
im Herbst 1710 in New York noch vor-
handenen 2227 Emigranten hatte sich
in der Stadt zerstreut; es waren dies
in erster Linie verwitwete Frauen,
kränkliche Männer und 80 elternlose
Kinder, ferner eine größere Anzahl
Erwachsender, die auf den benachbarten
Farmen Dienste genommen hatten.
Manche Familien wurden auf diese
Weise für immer auseinandergerissen.

Von vornherein waltete kein glück-
licher Stern über dem Unternehmen.
Die Emigranten saßen sich in ihren
Erwartungen getäuscht; sie strebten
nach völliger Freiheit und verlangten
die Erfüllung der ihnen angeblich vor
ihrer Abreise in London gemachten
Zusagen. Nur mit Widerwillen unter-
zogen sie sich der von ihnen laut Kon-
trakt übernommenen Arbeit. Immer
wieder kamen sie mit der Bitte, in den
fruchtbaren, ihnen von den indiani-
schen Käuflingen geschenkten Ländere-
ien im Schohariegebiet angesiedelt zu
werden, um dort einen eigenen Herd
zu gründen. Dazu kamen Klagen über
ungenügende Verpflegung, die der
oben genannte Livingston, für sechs
Pence pro Tag übernommen hatte.

Gouverneur Hunter dagegen besah
wenig Verständnis für seine schwie-
rige Aufgabe, bevormundete die Pfäl-
zer von oben herab und behandelte sie
als eine Art Kronbauern und zeitweise
Leibeigene, nicht aber als freie
Männer.

Mitte Mai 1711 brach die Unzu-
friedenheit offen aus, da die fürstlich
geordneten Auswanderer nicht weiter
für die englische Regierung Theer be-
reiten, sondern Ackerbau auf den von
ihnen versprochenen Ländereien für
eigene Rechnung treiben wollten. Mit
Waffengewalt stellte Hunter den Frie-
den zwar wieder her, konnte aber aus
finanziellen Gründen auf die Dauer die
Leute nicht mehr zusammenhalten.
Im Oktober 1712 waren seine Mittel
erschöpft; er stellte ihnen anheim, sich
womöglich im Winter auf eigene Faust
auf den ihnen angewiesenen Ländere-
ien durchzuschlagen oder bei benach-
barten Farmern Arbeit zu suchen.

Ein Theil von ihnen, etwa fünfzig
Familien, brach, um dem drohenden
Hungertode zu entgehen, mitten im
Winter nach dem Schoharie auf, wo
sie mittelidige Indianer ihrer annah-
men. Die Mehrzahl jedoch blieb zu-
rück, wurde aber von 1716 ab nicht
weiter durch die englischen Behörden
behelligt. Besonders Gouverneur Bur-
nett brachte den Pfälzern mehr Wohl-
wollen entgegen als sein Vorgänger
Hunter und suchte durch verständnis-
volles Eingehen auf die Wünsche sei-
ner Schutzbefohlenen erträgliche Zu-
stände herbeizuführen.

So gestattete er z. B. sechszig pfälzer
Familien unterm 21. November 1721
sich zwischen Fort Hunter, dem jehigen
Tribes Hill, und dem Ost Canada
Creef von den Indianern Land zu
kaufen. Durch diese neue Niederlas-
sung wurde die Verbindung zwischen
den östlichen, holländisch-englischen
Grenzbezirken (Albany, Schenectady)
und den andern, vom Schohariegebiet
aus inzwischen weit nach Westen vor-
geschobenen pfälzischen Ansiedlungen
bei Little Falls hergestellt.

Im Besitz freier Bewegungsfähig-
keit gingen die sich selbst überlassenen
pfälzischen Kolonien am Hudson an zu
geben. Weiterer Zugang folgte und
bald blühte dort eine ganze Anzahl
pfälzisch-deutscher Dörfer. Sie bilde-
ten den Stützpunkt und Rückhalt für
die immer weiter nach Westen vordrin-
genden Pioniere. Die bedeutendsten
waren Germantown, Rheinbeck und
das gegenüberliegende Kingston und
Espopus, an das sich weiter südlich
New-Pfalz schloß.

Für die religiösen Bedürfnisse der
Reformierten sorgte ihr Landmann
Kochersthal, für die der Lutheraner
Friedrich Häger, der später in den
Hältern des Schoharie und Mohawk
und zuletzt in Pennsylvania wirkte.
Nach den Berichten dieser beiden Pfar-
rer lebten 1728 am Hudson ungefähr
noch 200 pfälzer Familien mit rund
800 Köpfen.

Späterhin wurde New York von den
pfälzischen Emigranten wegen der
schmähdlichen und unbilligen Behand-
lung der ersten Auswanderer gemieden,
und dafür das gastliche Pennsylvania
bevorzugt, da die Kunde von den bösen
Erfahrungen der Kolonisten vergrö-
bert und entstellte nach Deutschland ge-
drungen war und von weiterem Zugang
abgeschreckt hatte. Schon 1722 lief in
New York eines der letzten Schiffe mit
Pfälzern ein, das deshalb für uns von
Interesse ist, als es Georg Hercheimer,
den Vorfahren des bekannten
pfälzischen Bauern-Generals Nikolaus
Hercheimer, in die neue Welt brachte.

Es sei hier nicht näher auf die
anderen pfälzischen Kolonien am
Schoharie und Mohawk, in Pennsylva-
nia, New Jersey, Virginia, Caro-
lina, Georgia und Louisiana einge-
gangen. Ein kräftiger, zäher Men-
schenschlag haben die Pfälzer überall
schnell Fuß gefaßt, blühende Dörfer
und Städte angelegt, in fester uner-
müdlicher Arbeit das Land urbar ge-
macht und ihm Söhne geschenkt, die in
seiner Geschichte häufig führende, vor-
bildliche Rollen zu spielen berufen wa-
ren. Daneben haben sie jedoch auch
fest an den Sitten und vor allem an
der Sprache der alten Heimat ge-
halten.

Gemüthsbewegungen und Selbstbeherrschung.

Die lebhaftesten Erregungen des
Gefühlens, die sich über die einfache
Stimmung hinausheben, bezeichnet
man als Gemüthsbewegungen. Sie
sind wie die Charakteranlagen über-
haupt, von Kind auf bei den einzelnen
Menschen sehr verschieden. Man
braucht sich nur vorzustellen, wie ver-
schieden Freude und Schmerz, Zorn
und Angst sich bei Kindern äußern
können. Und gerade die in den ersten
Lebensjahren oft vorkommenden för-

perlichen Rückwirkungen der Affekte,
Ohnmachten, Krämpfe usw., sind ein
wichtiger Hinweis auf die nahen Be-
ziehungen von Körper, Geist und Ge-
müth und auf die Wichtigkeit einer sorg-
samen Regelung des Gefühlslebens
für die geistige und körperliche Ge-
sundheit des Kindes. Aber auch für
den Erwachsenen ist es im Interesse
seiner geistigen Leistungsfähigkeit
überaus wünschenswert, daß sein Ge-
fühlleben in ruhigen Bahnen ablaufe.
Leider haben die meisten Menschen von
einer wirklichen Selbstbeherrschun-
g, seine Ahnung; auch den Bestreben,
ist sie gewöhnlich nur in der S
lichkeit eigen, den nächsten An-
gen gegenüber pflegt sie bei jeder ma-
teren Aufregung zu versagen. Wäh-
rend man von Kindern mit Recht ver-
langt, daß sie ihre Affekte möglichst be-
herrschen, lassen die Erzieher oft genug
ihren Aerger oder ihre Mißstimmung
an den Zöglingen aus. Die wahre
Bildung des Charakters verlangt, daß
man jede Gemüthsbewegung in den re-
chten Tonnus halte. Was man vor Frem-
den kann, läßt sich natürlich auch vor
den Angehörigen und im eigenen Ge-
müth durchführen. Frauen zeigen eine
überaus große Empfindlichkeit vorzugs-
weise gegenüber betrieblenden Gemüths-
bewegungen, einerlei, ob es sich um
wirkliche Trauer oder um ein Verlie-
ren oder Zerbrechen wertvoller Gegen-
stände oder gar nur um den Verlust
von Kleinigkeiten handle. Sie sind
nicht selten ganz trostlos über Dinge,
die es durchaus nicht wert sind, und bei
wirklich wichtigen Gemüthsbewegungen
lassen sie sich dadurch allzu lange be-
einflussen, sie kommen gar nicht mehr
darüber hinaus, können die Nacht nicht
schlafen oder bekommen stundenlanges
Kopfschmerz. Die Männer sehen gewöhn-
lich sehr auf diese Empfindlichkeit her-
ab, ihre Schwäche sieht eben an einer
anderen Stelle; sie können Aerger und
Zorn nicht beherrschen. Eine gering-
fügige Aufregung bringt sie zu förm-
lichen Wutausbrüchen, in Strofen ge-
gen Kinder und im Schelten gegen Un-
tergebene bedienen sie sich stärkster Aus-
drücke, fluchen und toben sie und
äußern eine Aufregung, die jedem Un-
betheiligten gegenüber ist das Bemühen
zur Selbstbeherrschung sehr wichtig,
und das Nachgeben gegen solche Stim-
mungen fördert die Krankheit.

Entfaltung durch vegetarische Diät.

Ausgehend von der Erfahrung, daß
die Vegetarier gewöhnlich mager sind,
verwendet Prof. Albu in Berlin seit
Jahren die vegetarische Kost zur Ge-
wichtsabnahme. Es handelt sich dabei
nicht um Uebergang zum dauernden
Vegetarismus, sondern um Kuren von
4—6 Wochen, unter Umständen bis zu
4 Monaten, nach deren Beendigung 5
bis 7 Unzen mageres Fleisch der Kost
zugefügt wird. Prof. Albu bevorzugt
die grobe vegetarische Diät und legt
Wert darauf, daß ein großer Teil der
Nahrung roh verspeist wird, weil so
das gewöhnliche Volumen leichter zu
erreichen ist; bei gewohnheitsmäßigen
harten Essern ein wichtiger Punkt.
Brote sind ausgeschloffen und Hülsen-
früchte werden nur in beschränkter
Menge gestattet. Die Hauptmenge
der Nahrung ist rohes und gekochtes
Gemüse und Brot. Eier sind nicht
ausgeschloffen, sondern bis zu 3 Stück
täglich erlaubt. Die zugeführte Men-
ge pflanzlichen Eiweißes beträgt etwa
1 1/2 bis 1 3/4 Unze. Mit den Erfolgen ist
Prof. Albu sehr zufrieden. Schwäche-
anfalle, Schwindel, Reizbarkeit, Schlaf-
losigkeit werden nur selten und nur
vorübergehend beobachtet. Bei der Kur
werden in der Regel stärkere Körper-
bewegungen und Wasseranwendungen
zu Hilfe gezogen und das Trinken bei
den Mahlzeiten möglichst eingeschränkt.
Bei Fettleibigkeit und tranken Verdau-
ungsorganen wendet Prof. Albu seine
vegetarische Entfettungskur nicht an.

Entfaltung durch vegetarische Diät.

Ein Statistiker hat berechnet, daß
Kaiser Wilhelm \$22 per Minute auf
Grund der neuen Zivilliste verdient.
Da stimmt einmal das Sprichwort:
Zeit ist Geld.

Der Präsident Diaz von Mexiko er-
hielt bei der Wahl 98 Prozent der ab-
gegebenen Stimmen. Das Einsperren
der Gegner hat sich als vortreffliches
Kampfmittel erwiesen.